

Information Diskussion

Nummer 241 · Mai 2011

mit **SIF** aktuell

KAB

KATHOLISCHE ARBEITNEHMER/INNEN
BEWEGUNG OBERÖSTERREICH



mehr.wert

Solidarität bringt's



Für MitarbeiterInnen, Freundinnen und Freunde der
Katholischen ArbeitnehmerInnen Bewegung Oberösterreich



Liebe Freundinnen und Freunde der KAB!

„mehr.wert – Solidarität bringt's“ ist der Titel dieser Ausgabe und gleichzeitig der momentane Arbeitsschwerpunkt von KAB und Betriebsseelsorge. Ich bin noch voller Eindrücke von der Aktionswerkstatt Anfang April, wo auf verschiedenste Weise an das Thema herangegangen worden ist. Näheres dazu ist im Berichtteil zu finden.

Solidarität hat etwas Verbindendes, etwas Anziehendes und bringt einen „Mehrwert“ in mein Leben. Ich habe mich gefragt, woher diese Sensibilität dafür kommt und wie man das Solidarisch-Sein „lernt“. In meinem Leben konnte ich keinen Anfangspunkt festmachen, es war immer da, soweit ich mich zurückerinnern kann.

Ich habe erkannt, wie wichtig es ist, aufmerksam für die Menschen rundherum

zu sein, zu hinterfragen, was da gerade geschieht. Wenn ich sehe, dass mein Handeln hilfreich sein könnte, braucht es dann noch die entsprechende Portion Mut, tatsächlich aktiv zu werden.

Diesen Mut finde ich aus mir selbst heraus, wenn ich selbst „standfest“ bin und zuversichtlich, dass ich für mich und andere eintreten kann. Und dabei ist es egal, ob ich mich für jemanden aus meinem persönlichen Umfeld einsetze oder meine Solidarität für benachteiligte Gruppen bzw. gesellschaftliche Veränderung zeige wie z. B. durch Teilnahme an Demonstrationen.

Solidarisches Verhalten lässt mich auch persönlich wachsen. Erlebt habe ich das konkret, als ich mit meiner Nachbarin für die Deutschprüfung fürs Visum gelernt

habe. Die Freude war groß, als sie bestanden hatte. Schließlich wusste ich vorher nicht, wie das ausgeht und ob ich dieser Aufgabe gewachsen wäre. Der „Gewinn“ war gegenseitig – wieder einmal zeigte sich, dass solidarisches Verhalten etwas Gutes auf beiden Seiten bewirkt. Trauen wir uns doch öfter einmal, denn viele positive Beispiele im Kleinen verändern ein Stück weit die Welt im Großen hin zu mehr Solidarität.

Diese Ausgabe setzt sich mit dem Begriff Solidarität von mehreren Seiten her auseinander und bringt konkrete Beispiele. Vielleicht dient euch manches als Anregung zum Weiterdenken und für das eigene Handeln!

Annemarie Hudec

Inhalt

SCHWERPUNKT

Theologisches	
Solidarität – ein Grundprinzip ...	
Markus Schlagnitweit	Seite 3
Alle sollen genießen dürfen	
Martin Schenk	Seite 4–5
Gelebte Solidarität ...	
Hubert Gratzer	Seite 6
Thesepapier ...	Seite 7
Garten der Generationen ...	
Markus Distelberger	Seite 8–9
Solidarität ist ...	Seite 10
Solidarität – nur in Krisenzeiten?	
Bernhard Rudinger	Seite 11
Gemeinschaften organisieren	
Rainer Tüchlberger	Seite 12
Impuls	
Herbert Kuri	Seite 13

BERICHTE

Erwartungen ...	
Edith Rohrhofer	Seite 13
Herbstblätter	
Margarete Schneller	Seite 14–15
Hurra, wir dürfen zahlen ...	
Elisabeth Zarzer	Seite 15
Die Post bringt allen was	
Hans Riedler	Seite 16
Tag der Arbeitslosen	Seite 16
Aktionswerkstatt	
K. Queteschner und E. Zarzer	Seite 17
100 Jahre – 100 Forderungen	
Elisabeth Zarzer	Seite 18
Aus meiner Runde	
Männerrunde Vöcklabruck	Seite 18
Berichte Wels	Seite 19

SERVICE

Filmtipp	Seite 5
Buchtipps	Seite 11
Termine	Seite 20
Werkzeugkiste	Seite 20

IMPRESSUM:

Kommunikationsorgan der Kath. ArbeitnehmerInnenbewegung Oberösterreich (KAB OÖ)
Alleininhaberin, Herausgeberin und Redaktion:
Diözese Linz, KAB OÖ, Kapuzinerstr. 84, 4020 Linz,
kabooe@dioezese-linz.at, www.mensch-arbeit.at
Zulassungsnummer: GZ02Z031831M
Redaktionsteam: Gudrun Bernhard, Herbert Kuri,
Heinz Mittermayr, Karl Queteschner, Margit Savernik,
Heinz Stricker, Rainer Tüchlberger, Andreas Ullmann,
Waltraud Wührer, Elisabeth Zarzer
Titelbild: Edith und Kurt Rohrhofer
Fotoquelle: KAB OÖ, falls nicht anders angegeben
Korrektur: Gudrun Bernhard/Layout: Renate Moser
Herstellerin: Diözesandruckerei des Pastoralamtes,
Kapuzinerstraße 84, 4020 Linz
Verlags- und Herstellungsort: Linz
Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.



Markus Schlagnitweit, Theologe und Sozialwissenschaftler,
Mitarbeiter der ksoe, Hochschule Seelsorger, Linz

Solidarität – ein Grundprinzip gelingender Gemeinschaft

Der Ruf nach Solidarität hat Konjunktur – zumindest in der aktuellen gesellschafts-politischen Debatte und vor dem Hintergrund allgemein diagnostizierter Entsolidarisierung bzw. erhöhten gesellschaftlichen Solidaritätsbedarfs.

Wir leben in einer hochgradig individualisierten, pluralistischen und ausdifferenzierten Gesellschaft, in der klassische soziale Schichtungen, weltanschauliche Milieus und sonstige Zusammenhalt stiftende Faktoren sich zusehends auflösen und kaum Ersatz durch neue stabile Sozialstrukturen finden. Zugleich stehen wir vor Entwicklungen, welche die traditionellen Solidarstrukturen unserer Gesellschaft vor große Herausforderungen stellen: z. B. strukturelle Massenarbeitslosigkeit, demografische Alterung der reichen Gesellschaften und zunehmender internationaler Wettbewerb in Folge der Globalisierung. Überall wird deshalb der Ruf nach Solidarität wieder lauter – auch seitens der christlichen Kirchen. Mit dem namhaften Soziologen Franz-X. Kaufmann müssen wir allerdings sagen: Solidarität ist zwar ein „Lieblingsbegriff der Katholischen Soziallehre“, doch kann man nicht behaupten, „dass sie ihn in analytischer Sicht besonders vertieft hätte“.

Beitrag zur Klärung eines unscharfen Begriffs

Alle sind sich darin einig, dass Solidarität etwas Gutes ist. Aber meinen auch alle dasselbe? Tatsächlich eignet dem Gebrauch des Wortes „Solidarität“ eine notorische Unschärfe. Selten wird etwa dazu gesagt, von wem und für wen Solidarität eingefordert wird: Ist etwa von Teil-Solidarität innerhalb einer Interessensgruppe (womöglich gegen eine andere) die Rede – oder von einer universalen, kraft der Menschenrechte allen Menschen geltenden Solidarität? Finden die legitimen Lebensinteressen kommender Generationen ausreichend Berücksichtigung oder werden sie der solidarischen Durchsetzung aktueller Lebensinteressen geopfert? Ist Solidarität mit oder für andere(n) gemeint? Solidarität als innere Haltung oder als tätiges Verhalten? – Solange Begriffe unscharf bleiben, taugen sie nicht viel, selbst wenn noch soviel Gutes damit gemeint ist.

Folgende Wesensmerkmale des Solidaritätsbegriffs begegnen jedenfalls häufig:

- Verbundenheit mit den anderen Mitgliedern einer Gesellschaft, Gemeinschaft oder Gruppe – trotz gegebener Differenzen
- Identifikation des Einzelnen mit dem Anliegen, Wohl oder Geschick seiner Gemeinschaft
- Mitverantwortung für das Wohl der anderen Gruppen- bzw. Gesellschaftsmitglieder
- Reziprozität im Sinne wechselseitiger Verpflichtung oder Bereitschaft (des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft, der Gemeinschaft gegenüber dem Einzelnen), füreinander einzustehen bzw. fürsorgliche Verantwortung zu übernehmen
- soziale Kooperation zur Realisierung gemeinsamer Ziele bzw. Interessen
- karitative Hilfestellung zugunsten Bedürftiger
- Altruismus bzw. freiwilliges Engagement zugunsten angestrebter Ideale

Der Spannungsbogen zwischen (innerer) Haltung und (äußerem) Verhalten

Besonders wichtig erscheint in aktuellen Debatten die Unterscheidung von Solidarität als individuelle, moralische Gesinnung bzw. Haltung einerseits und andererseits als Sozialprinzip, das auf die Gestaltung des institutionellen Bereichs bzw. der gesellschaftlichen Rahmenordnung abzielt und in der Folge die Gesellschaftsglieder auf ein zumutbares Maß solidarischen Verhaltens verpflichtet: Solidarität als moralische Gesinnung bzw. als individuelles Verlangen nach Beseitigung von Ungerechtigkeiten kann und darf nie Gegenstand politischer oder juristischer Zwangsmaßnahmen sein; es widerspräche nachgerade dem Wesen der Solidarität als sittlicher Tugend,

würde sie institutionell erzwungen. Im Unterschied dazu kann aber ein bestimmtes solidarisches Verhalten – als Bedingung für das Funktionieren gerechten sozialen Zusammenlebens – sehr wohl institutionell eingefordert werden, sofern es im Rahmen der Gerechtigkeit allen zugemutet werden kann. Mit anderen Worten: Die innere Haltung der Solidarität ist nicht einklagbar, sehr wohl aber Handlungsweisen, die als erforderlich zur (Wieder-)Herstellung von Gerechtigkeit erkannt werden. Das geschieht etwa dort, wo eine Gesellschaft zu ihrem eigenen besseren Funktionieren Institutionen eingerichtet hat, zu denen alle – nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten – einen solidarischen Pflichtbeitrag zu leisten haben, etwa im Bereich des (Sozial-) Versicherungs- oder Steuerwesens.

Wenn sich solche Solidareinrichtungen im Laufe der Zeit als unzureichend zur Herstellung eines Mindestmaßes an Gerechtigkeit zwischen den Gesellschaftsgliedern erweisen, eine entsprechende Anpassung aber als „unfinanzierbar“, weil politisch nicht durchsetzbar erscheint, haben wir es in Wahrheit mit einem Mangel an solidarischer Haltung einzelner Gesellschaftsglieder oder -gruppen zu tun. Spätestens an dieser Stelle zeigt sich die Bedeutung moral-stiftender bzw. -begründender Institutionen in unserer Gesellschaft: Die in Form von politischen und juristischen Bestimmungen institutionalisierte Solidarität unserer Gesellschaft benötigt für ihr dauerhaftes Funktionieren letztlich immer wieder von neuem die „Energiezufuhr“ sittlich motivierter solidarischer Gesinnung – solidarischer „Herzensbildung“ – auf Seiten der BürgerInnen.

Umgekehrt darf Solidarität nie einfach in den Bereich freiwilligen, weltanschaulich begründeten Sozial-Verhaltens abgeschoben werden. Solidarität ist ein fundamentales Grundprinzip gelingenden gesellschaftlichen Zusammenlebens in Frieden und Gerechtigkeit. Eine (freiwillige und wünschenswerte) Partizipation von BürgerInnen an der gesellschaftlich zu organisierenden und zu praktizierenden Solidarität ersetzt deshalb nie staatlich organisiertes Soliderverhalten. ■



Alle sollen genießen dürfen

Solidarität ist nicht angesagt, es geht jetzt voll gegen die Schwachen. In den letzten Monaten gab es mehr als genug realpolitische Anlässe, um zu diesem Schluss zu kommen: In der Steiermark und in Oberösterreich wird ein Bettelverbot beschlossen. Das Fremdenrecht wird abermals verschärft, etwa mit Schubhaft ab 16. Eine sogenannte Mindestsicherung wird eingeführt, die zu niedrig ist, um vor Armut zu schützen, dafür neue Pflichten für die BezieherInnen mit sich bringt. Dafür hat Österreich heute mehr als 1.000 Euro-Millionäre mehr als vor der Finanzkrise.

Warum lässt sich die Mehrheit der Menschen diese Politik bieten? Woran liegt es, dass sich breite Schichten der Bevölkerung sagen lassen, dass unser größtes Problem die Schwachen seien? Dass es vor allem darum geht, den Druck auf sie zu erhöhen? Dass sie die eigentlichen Schuldigen an allen möglichen gesellschaftlichen Problemen seien? Oder anders gesagt: Warum ziehen so viele Menschen mit bei einer Politik, die die Armen bekämpft und nicht die Armut?

In einem Vortrag im Februar d. J. in Linz ging Martin Schenk von der Armutskonferenz u. a. auf diese Fragen ein. Information-Diskussion bringt einige Auszüge aus diesem Vortrag.

Abstiegserfahrungen, Ohnmacht und Kränkung

Das Wesen der neuen Armut besteht darin, dass sie ein Prozess der Verarmung ist. Schichten, die bislang für sich und ihre Kinder nur die Perspektive des Aufstiegs kannten, sind nun plötzlich mit dem Abgrund des Abstiegs konfrontiert. Früher hatten die Eltern zu ihren Kindern gesagt: „Du sollst es einmal besser haben.“ Jetzt sagen sie: „Hoffentlich wirst du es nicht schlechter haben.“

In Interviews mit männlichen angelernten Arbeitern und Facharbeitern sowie prekär beschäftigten Frauen in einer Region mit hoher Arbeitslosigkeit kommen all die Begleitfolgen sozialen Abstiegs zum Vorschein: soziale Disqualifizierung, verletzte Gerechtigkeitsgefühle und Ohnmachtserfahrungen. Die Männer haben Entlassungen, Wiedereinstellungen und wieder Entlassungen erlebt. Die Frauen berichten von unsicheren, schlecht bezahlten Jobs, langen Phasen der Erwerbslosigkeit und der Schwierigkeit, Beruf und Familie zu vereinbaren. Die schwierigen Arbeitsbedingungen nehmen die Männer in Kauf für soziale Sicherheit, einen bescheidenen Wohlstand und soziale Anerkennung. Die Frauen sind stolz, alles zu schaffen, ein eigenes Einkommen und auch Zeit für die Kinder zu haben.

Das Versprechen aber, dass Leistung und Arbeitseifer soziale Sicherheit und Anerkennung garantieren, ist ins Wanken

geraten. Die Vereinbarung, dass Fleiß und notwendige Unterordnung bei der Arbeit mit sozialer Sicherheit und Anerkennung belohnt werden, ist aufgekündigt. Ausbildung, Entsagungen, Treue – all das schützt nicht vor Abstieg. Das nehmen die Betroffenen als eklatanten Verstoß gegen die Fairness wahr, als eine tiefe Verletzung und Kränkung. All das löst schwere Ohnmachtsgefühle aus. Die Debatte über die Faulheit der anderen und die gleichzeitige Anrufung der Anständigen und Tüchtigen ist hier begründet. Die soziale Disqualifizierung von Hunderttausenden von Menschen wird nicht wahrgenommen. Ihre Situation wird heruntergespielt. Die Ignoranz rächt sich spätestens dann, wenn in dieser Arena des Kampfes um Anerkennung die Demagogen und Hetzer das alleinige große Wort führen.

Ideologien des Ausschlusses

In den letzten Jahren wurden zwei ideologische Stränge miteinander verwoben. Die Sündenbockgeschichte mit ihrer Kernaussage „Wenn die nicht wären, wäre alles besser“, und die Ideologie der Gewinner: „Jeder kann gewinnen, wenn er nur will.“ Zum Gewinner blickt man nach oben, beim Sündenbock blickt man nach unten. Mit dem Gewinner ist man eins, den Sündenbock schmeißt man raus.

So ungefähr funktioniert Politik, die untere Einkommen immer mehr belastet und

die Interessen „oben“ unsichtbar macht: „Wenn die nicht wären, wäre alles besser“. Eine Gruppe finden, die an allem und jedem schuld ist. Schuld an dem, was schief läuft in einem Gemeinwesen. Und sich dann vorstellen, dass alles viel besser wäre, wenn die nicht mehr da wären.

Daran schließt die Ideologie der Gewinner unmittelbar an. Umgekehrt ausgedrückt: Selber schuld, wer es nicht schafft. Diese Ideologie ist besonders wirkungsvoll, weil sie „Verlierer“ beschämt und „Gewinner“ bestätigt. Sie stützt die, die es geschafft haben, und hält die, die am Boden sind, still. An die „Verlierer“ ergeht die Aufforderung, fair zu bleiben, die Niederlage mit einer Gratulation an den „Gewinner“ hinzunehmen, sich schlussendlich mit diesem zu identifizieren. Das Leben – ein olympischer Gedanke. „Dabei sein ist alles“, aber bitte in der unteren Etage.

Der Sündenbock ist ein wichtiges Vieh im Stall der Mächtigen. Wenn die Arbeitslosigkeit steigt, wenn die sozialen Probleme zunehmen, wenn man das Ganze nicht mehr schönreden und wegreden kann, dann bleibt immer noch eines: Man öffnet die Stalltür und reitet den Sündenbock.

Der andere genießt auf meine Kosten

Die Eifersucht sagt uns: „Der andere genießt auf unsere Kosten.“ Das heißt auch: Der andere genießt, obwohl ich es mir nicht erlaube. Eifersucht hat immer etwas mit Macht und Ohnmacht zu tun, und sie hat einen depressiv-aggressiven Grundton. Der Verzicht auf das, was man selber auch gerne hätte, bewirkt die Ablehnung des geliebten Objekts und seines Besitzers.

Ein E-Mail landet in meinem Postfach. Betrifft: Sendung gestern Abend. „Habe die Diskussion im Fernsehen gesehen“, schreibt Frau Waltraud V. „Meine Meinung ist, wer immer genug eingezahlt hat, bekommt auch im Alter genug vom Leben. Ist ja nur gerecht, wer immer brav arbeiten war und immer eingezahlt hat.“

Und weiter: „Bei mir war es so: Ich hatte eine Operation und wurde in die Pension geschickt. Grund: Man hatte keine ➔

Verwendung mehr für mich. Also gut, was sollte ich machen, aber der Gipfel war dann, man hat mir sechzehn Prozent abgezogen, da ich nur dreißig Jahre gearbeitet habe. Das hat auch keinen gekümmert, und ich war immer arbeiten und werde noch bestraft mit den Abzügen. Ich hab' auch nur eine kleine Pension. Mir hat man gesagt, ich hätte ja einen Mann, was für mich nicht gerecht ist, denn ich war ja arbeiten mein Leben lang bis zur Operation. Nur weil ich einen Mann habe, steht mir keine größere Pension zu?"

Das E-Mail endet mit zwei Sätzen: „Die wollen ja gar nicht arbeiten, und da sehe ich nicht ein, dass man so etwas unterstützt. Die lachen und sagen, wir bekommen eh alles, wozu soll ich arbeiten.“

In diesem Schreiben kommen die gesamten gesellschaftlichen Widersprüche zum Ausdruck, materialisiert in den Konflikten, in denen die Briefschreiberin sich befindet. Nur wer arbeitet, soll auch eine Pension bekommen, dekretiert Frau V. zu Beginn. Im Umkehrschluss deutet sie an, dass, wer das zu wenig getan hat, auch keine Pension bekommt. So ist das. Pech gehabt. Braucht sich keiner aufregen. Dann aber regt sich doch jemand auf. Und zwar sie selbst. Über die Tatsache, dass sie bis zu ihren gesundheitlichen Problemen gearbeitet hat, dann aber in Rente gehen musste und nun weniger bekommt. Was sie nicht fair findet und für sie auch zur Folge hat, von ihrem Mann abhängig zu sein. Lachen, das sie den Anderen zuordnet, würde sie wohl selbst gerne. Man könnte sagen: Das ungelebte, für unmöglich gehaltene Leben wird von den Anderen gelebt und erscheint somit als möglich. Hier wird der Verzicht auf das, was man selber gerne täte, offensichtlich. Es ereignen sich zwei Dinge. Einerseits die Ausblendung der Erfahrung, dass mangelnde soziale Sicherung nicht von zu geringer „Arbeitsleistung“ abhängt, andererseits die Unterordnung unter die Instanz, die diese Einsicht verbietet. Und Lachen tun nur die anderen. Das heißt auch: Der andere genießt, obwohl ich nicht darf.

Im Wohnungslosenheim begannen die Frauen ihre Wäsche aus dem Fenster im Hof zu hängen. Wütende Beschimpfungen der Nachbarn waren die Folge. Die Ableh-

nung entzündete sich an dem Punkt der im Wind flatternden nassen Kleidungsstücke. Nach einigen Monaten sah man die ersten ausziehbaren Wäschevorrichtungen auch vor anderen Fenstern.

Genießen nur gemeinsam

Wer nicht genießt, ist ungenießbar. Ich verzichte auf das, was ich eigentlich gerne hätte oder gerne wäre, was mir gefällt, Spaß macht, ein gutes Leben ermöglicht – bin es aber gleichzeitig allen anderen neidisch, die sich das gönnen. Es handelt sich hier um ein eingesperrtes Genießen, das beziehungslos bleibt.

Dabei kommt das Genießen von seiner Begriffsgeschichte ganz woanders her: Das mittelhochdeutsche „geniesz“ bezeichnete eine „gemeinsame nutznieszung“. Der Genuss im ursprünglichen Sinne des Wortes ist nicht ein besonders einsamer, enger und konsumistischer Akt, sondern ein geteilter. Man genießt gemeinsam die Früchte der Erde. Das tut allen gut. Das Wort „genießen“ hängt schließlich auch mit „genesen“ zusammen.

Die eigene Ohnmacht produziert Machtansprüche gegenüber anderen Ohnmächtigen. Diese genießen in unserer Phantasie, was wir zu genießen wünschen, uns aber durch andere oder uns selbst verboten haben. Nur so kann man verstehen, warum SozialhilfebezieherInnen ihre 600 Euro geneidet werden.

Es geht um Macht und Ohnmacht. Bestimmte Gruppen von Menschen werden überflüssig. So können von dreien in einem Boot zwei mit Zweidrittelmehrheit beschließen den Dritten über Bord gehen zu lassen. Statt den Kurs zu wechseln. Alles soll anders werden, aber nichts darf sich ändern. Die Auflehnung gegen „die Mächtigen“ erscheint als Sehnsucht nach Anerkennung durch sie.

Warum sind Ideen, die den Schwachen die Schwächsten zum Opfer darbringen, so erfolgreich? Weil sie Angst nehmen? Möglich, aber vielmehr noch, weil sie die Person, die andere abwertet, in eine Position der Stärke bringen. Wir ermächtigen uns damit selbst, über andere zu verfügen. Es geht um die Artikulation verletzter

Gerechtigkeitsgefühle. Es geht um die Kontrolle des sozialen Abstands.

Aus diesem Befund ergeben sich drei Perspektiven:

1. Nicht „Ängste und Sorgen“ nachplappern und damit die ganze Gesellschaft noch weiter neurotisieren, sondern Wünsche, Begehren, Lust freilegen, an den gefesselten Verwirklichungschancen, dem verbotenen Genuss ansetzen.
2. Kränkungen wahr und ernst nehmen – und nicht zukleistern, nicht mit Ignoranz oder trügerischen Hoffnungen antworten.
3. Menschen in eine Position der Stärke bringen. Selbstwirksamkeit und Ermächtigungen ermöglichen, Handlungsspielräume ausweiten. ■

Filmtipp



15 Minuten Wahrheit

Dem 50-jährigen Georg Komann (Herbert Knaup) und einigen seiner Kollegen/Kolleginnen bei der Jaffcorp Investment AG wird überraschend und ohne angemessene Entschädigung gekündigt.

Sie stehen vor dem persönlichen Aus, denn sie wissen, dass niemand sie mit über 50 Jahren neu einstellt. Komann stellt seinen Chef Sebastian Berg (Christoph Bach) zur Rede. Es beginnt ein Gesprächsduell, das beider Leben verändern könnte, in jedwede Richtung, ein Gespräch von 15 Minuten.



Kurzspielfilm, 20 Min. DVD-Video, ab 14, Regie/Autor: Nico Zingelmann

Erhältlich im:
Medienverleih der Diözese Linz,
0732/76 10-3883



Gelebte Solidarität – reden wir darüber!

Solidarität im Sinne der KAB und Betriebsseelsorge hat sehr viel mit der „Option für die Schwächeren“ aus der Befreiungstheologie zu tun. Noch tiefgründiger scheint mir das Bild, wonach Gott uns die Erde gegeben hat, damit es uns darauf gut geht und dass wir uns um sie kümmern.

Dazu gehören laut „Erinnerung an den Auszug der Israeliten mit Moses“ die Menschen, die Tiere und das Land. Niemand soll auf diesem Planeten Sklave sein. Kein Mensch und kein Tier und auch nicht die Natur. Also ein Bild, welches durch achtsamen Umgang miteinander vor Armut schützt, das Lebensmöglichkeiten und Beteiligung schafft. Nicht größer und nicht geringer ist unser Auftrag als ChristInnen auf dieser Welt.

Christliche Lebendigkeit bedeutet somit immer darauf zu achten, dass den Menschen in unserer Umgebung diese Gerechtigkeit Gottes widerfährt.

Was gibt es für ein besseres Gefühl, als dieses, dass ich an der Verwirklichung dieses Zieles beitragen kann. (Ich bin dein Gott, der dich aus dem Sklavenhaus herausgeführt hat. Dtn 5.)

mehr.wert

Endlich wird der Begriff „Mehrwert“ wieder als das verwendet, was er auch bedeutet. Werte sind viel mehr als nur Geld und Gewinn einer Firma oder eines Konzerns. Es ist und bleibt eine spannende Aufgabe, über den Mehrwert einer Gesellschaft zu diskutieren und ihn über „Werte“ zu definieren und nicht über das Geld. Diese Diskussion muss leben und so ist es gut, wenn die Initiative der KAB und Betriebsseelsorge dazu beiträgt.

Werte der Arbeit sind, wie in der Soziallehre beschrieben, Existenz, Soziales, Fähigkeiten, Verteilung und Religion, dazu kommen aber noch die Werte, die uns Menschen ausmachen, bevor wir noch irgend eine Arbeit tun.

Alleine dadurch, dass wir da sind und etwas von der Welt brauchen, macht uns zu einem wertvollen Teil der Gemeinschaft. So sind arbeitssuchende Menschen und junge Menschen, die keine Arbeit finden können, besonders im Blick zu haben. Es braucht eine große Anstrengung der Gesellschaft, damit diese Menschen sich als Teil der Gesellschaft fühlen. Es hat auch

einen Mehrwert zu diskutieren, welche Rolle Arbeit überhaupt in unserem Leben spielen soll. Arbeiten für das Leben ist für uns gar nicht so einfach. Wir definieren uns gerne

„nur“ über das, was wir in der Arbeit sind. Das ist aber nicht alles. Dabei sei auch das geforderte „Ruhe neben der Arbeit“ erwähnt. Da gibt es noch viel zu tun, damit alle Arbeit und Ruhe haben, wie es in der Bibel gefordert ist.



Solidarität bringt's!

So braucht es ganz praktische Konsequenzen in unserer Welt. In der Freizeit und in der Arbeitswelt. Mir scheint es am wichtigsten, die Verteilung in Richtung „Fairteilung“ zu lenken. Viele Beispiele der Geschichte zeigen, dass das möglich ist. So zum Beispiel unter Präsident Roosevelt. Er führte aus Verteilungsgründen ein, dass die Erbschaftssteuer auf 75 % angehoben wurde (ca. 1940). Und trotzdem ging es den Reichen zu dieser Zeit sehr gut (aus dem Film „Kapitalismus, eine Liebesgeschichte!“ von Michael Moore, sehr empfehlenswert!). Gegenüber den 70er Jahren, wo die Lohnquote bei über 70 % am Bruttonationalprodukt lag, ist diese heute unter 65 %. Und damals haben, man glaubt es kaum, auch die Wohlhabenden (Reichen) in Österreich noch viel mehr Steuern gezahlt. Wäre heute unbedingt wieder einzuführen. Heute zahlt jeder Arbeiter/jede Arbeiterin der Mittelschicht prozentuell mehr Steuern als die wirklich Wohlhabenden, ein unhaltbarer Zustand.

So scheint es mir unumgänglich, dass wir wieder zum Umsturz kommen, dass Geld wieder im Dienste der Arbeit steht und nicht die Arbeitswelt und Wirtschaft diktiert. Geld muss Dienstcharakter haben, nicht ein imaginärer Übermarkt sein, der ohne demokratische Kontrolle und Lenkung weltweit agiert.

Aber ganz besonders bringt's Solidarität dort, wo KollegInnen sich gegenseitig helfen und sich in schwierigen Zeiten stützen. Wo wir uns immer öfter trauen, das Wort zu erheben, wo wir uns früher geduckt hätten. Wo wir uns trauen, Vorgesetzten oder KollegInnen, ob als KundInnen in einem Geschäft oder als Menschen in unseren Betrieben, die Grenzen zu stecken, wenn sie die Menschenwürde verletzen und ungerecht handeln. Auch diese Menschen brauchen dringend Korrekturen in ihrem Handeln.

Zusammengefasst: Ganz viele Menschen handeln sehr oft sehr solidarisch. Das ist „medial“ zwar nicht modern und wird in diesem neoliberalen Denken nicht gebraucht. Deshalb ist es unsere Aufgabe, das sichtbar zu machen, davon zu reden und uns gegenseitig zu ermutigen. Den Mutigen gehört die Zukunft und die Welt. Wenn diese solidarischen Leute nicht ans Licht kommen, wird die Welt immer dunkler und immer mehr KollegInnen fühlen sich als SklavInnen der Wirtschaft.

Es passiert viel Solidarität und viel Gutes – reden wir darüber, das gibt Kraft und Mut. ■

Solidarität – Warum? Was? Wozu? Wie?

Thesenpapier der KAB und Betriebsseelsorge OÖ

Im Rahmen unseres Schwerpunktes „mehr.wert. Solidarität bringt's“ haben wir – KAB und Betriebsseelsorge Oberösterreich – zusammengefasst, was wir unter Solidarität verstehen. Entstanden ist dabei eine Sammlung von Thesen. Nicht in Stein gemeißelt, sondern als vorläufige Standortbestimmung, eine Einladung zur Auseinandersetzung und zum Gespräch darüber.

„Solidarität ist ein Grundprinzip unseres Handelns. Wenn jemand stolpert, fangen wir ihn auf.“¹

Warum thematisieren wir Solidarität?

In einer Gesellschaft,

- die sich der Vermehrung von Geld verschrieben hat,
- in der der Leistungsdruck steigt,
- die immer ungleicher wird,
- in der die Menschen zunehmend vereinzelt und gegeneinander ausgespielt werden,

wollen wir die Bedeutung der Solidarität und des solidarischen Handelns in Erinnerung bringen und in den Mittelpunkt stellen.

Als ChristInnen glauben wir, dass alle Menschen als Geschöpfe Gottes gleichen Wert und gleiche Würde haben. Für dieses geschwisterliche Miteinander gilt: ‚Was ihr von anderen erwartet, das tut ebenso auch ihnen‘ (Lk 6,31) und der Auftrag: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst‘ (Lev 19,18, Mk 12, 29ff) Solidarität ist ein Grundprinzip der katholischen Soziallehre und ein Schlüsselbegriff im Ethos und in der Praxis der ArbeiterInnenbewegung.

Was meinen wir mit Solidarität?

Solidarisch: von lat. solidus = dicht, fest, vollständig, wahrhaft.

Solidarität ist das **Zusammengehörigkeitsgefühl**, die enge Verbundenheit, die wechselseitige Verantwortlichkeit einer Gruppe, die durch eine gemeinsame soziale Lage, gemeinsame Interessen, gemeinsame Werte entsteht.

Solidarität ist die **Fähigkeit und Haltung** eines Menschen, sich für das Gemeinwohl und für eine gerechtere Verteilung der Ressourcen, Chancen und Lasten einzusetzen.

Organisierte Solidarität in einer Gesellschaft zeigt sich in den Institutionen und Regeln eines funktionierenden Sozialstaates. Diese wurden im Laufe der Geschichte in vielfältigen Konflikten solidarisch erkämpft. Organisierte Solidarität muss sich den gegenwärtigen Erfordernissen entsprechend stets wandeln und weiterentwickeln.

*Wenn mir ein Freund das Essen bringt,
wenn ich krank zu Hause bin,
wenn die Belegschaft für einen
Betriebskindergarten kämpft,
wenn der Betriebsrat sich gegen das
Auslagern des Reinigungspersonals wehrt,
wenn eine Kollegin mitgetragen wird,
auch wenn sie gerade nicht voll
leistungsfähig ist,
wenn die Gemeinde gegen die
Abschiebung ihrer NachbarInnen aufsteht,
wenn Geld zusammengelegt wird,
um Menschen anderswo zu unterstützen,
wenn ich beim Einkaufen auf
Produktionsbedingungen achte,
wenn es eine gute Schule für alle gibt,
in der jedes Kind seine Möglichkeiten
entfalten kann,
wenn ich durch eine gesetzliche
Krankenversicherung geschützt bin,
...
... dann ist Solidarität im Spiel.*

Wozu solidarisch sein?

Unsere Vision:

Durch solidarisches Handeln schaffen wir gerechtere Strukturen. So wird gutes Leben für alle möglich.

„Mehrwert“ durch Solidarität:
Solidarisches Handeln ist uns mehr wert

als der Kampf um individuelle Vorteile, denn

- kein Mensch kann alleine leben.
- wer selber solidarisch ist kann darauf vertrauen, dass andere sich auch solidarisch verhalten.
- in einem solidarischen Klima hat jeder Mensch seinen Platz, auch wenn er schwach ist.
- es schafft Stabilität und Sicherheit im Zusammenleben.

Solidarisch sein stiftet Beziehungen, erhöht die Lebensqualität, macht Freude und gibt Sinn.

Wie geht „solidarisch sein“? Was braucht es dazu?

Grundlage für Solidarität ist, einander als Mit-Menschen wahrzunehmen, Beziehungen zu schaffen und mitzufühlen.

Solidarisches Handeln braucht

- genaues Hinschauen, Analyse und Ursachenforschung
- Mut, Selbststand, klare Positionen und Ressourcen
- Organisation und Einsatz

In ungerechten Strukturen heißt es, Widerstand zu leisten.

Solidarität ist lernbar durch glaubwürdige Vorbilder und ansteckend durch mutiges Vormachen.

Solidarität ist mehr als Gruppenzusammenhalt. Solidarisches Handeln orientiert sich am Gemeinwohl. Der Begriff wird missbraucht, wenn er in Abgrenzung zu Schwächeren verwendet wird, oder wenn ein Starker ihn gegen einen Schwachen zu seinem Vorteil verwendet.

¹⁾ Barbara Blaha, Eröffnungsrede Momentum Kongress „Solidarität“, Oktober 2010. <http://momentum-kongress.org>



Garten der Generationen in Herzogenburg

Der Autor berichtet über ein Gemeinschaftsprojekt mit neuen Ansätzen einer modernen Subsistenzwirtschaft und Geschenkökonomie in Gemeinschaft mit Menschen und in Kontakt mit der Erde.

Anfang Oktober 2010 wurden im „Garten der Generationen“ in Herzogenburg, NÖ, das zweite Jahr Kartoffeln geerntet. Zehn gemeinschaftlich gezimmerte Palettenkisten wurden nach und nach von den HelferInnen aller Altersstufen gefüllt. Eine Traube voller Kinder hing stets bei Reinhard Engelhart am Traktor, wenn wieder eine Erdäpfelzeile aufgeackert wurde. Viele Hände gruben genüsslich in der gelockerten Erde auf der Suche nach den goldenen Knollen. Ganz egal, wie und wie viel die Einzelnen beigetragen hatten, es war wieder für alle ein besonderes, befriedigendes, vielleicht sogar beflügelndes Gefühl, inmitten einer so großen Gemeinschaft – rund 50 Menschen jeden Alters – am Feld zu stehen, zu arbeiten, zu plaudern und schließlich die vielen vollen Kisten zu sehen und nicht zu wissen, ob das jetzt „Arbeit“ oder „geselliges Vergnügen mit der Erde“ war oder vielleicht beides. An die 2.000 kg sind es wieder geworden, die allen TeilnehmerInnen der Landbaugemeinschaft wieder zur freien Entnahme nach ihren Bedürfnissen zur Verfügung stehen.

Erstmals gab es in diesem Jahr auch ein Selbsternte-Gemüsefeld. 17 verschiedene Gemüsesorten wurden in 100 m langen Reihen gemeinsam gesät und gepflanzt. Dann wurde das Feld mit einem Querschnitt durch alle 17 Gemüsen und jeweils 3 bis 4 m lang an 25 einzelne „Pächter“ zur Pflege und zur Ernte übergeben. So gab es das ganze Jahr hindurch viel Freude, das Wachsen und Reifen mitzuerleben und schließlich eine Fülle von „eigenem, besonders schmackhaftem Gemüse zum Ernten. Unsere Gemeinschaft hat begonnen, Früchte zu tragen.

Umgestaltung des Wirtschaftssystems

Der Garten der Generationen ist ein Gemeinschaftsprojekt, das die Grundlagen für ein „gutes Leben“ aller Generationen

verbessern möchte. Auf globaler Ebene erfüllt die Wirtschaft nicht mehr die Aufgabe, den Menschen wirklich zu dienen, und schwächt auch die Möglichkeiten der Politik, dies zu tun. Die wirtschaftlichen Dynamiken unserer Zeit sind angetrieben von Konkurrenzdenken, Größenwahn und der Illusion niemals endenden Wachstums.

In unserem Wirtschaftssystem werden jene, die große Vermögen besitzen, systematisch bevorteilt. Durch Zinsen, Mieten, Dividenden und Verkaufsgewinne können sie ihr Vermögen ständig vergrößern. Wir tolerieren, dass eine ganz kleine Zahl von Menschen gigantische Vermögen angehäuft hat und durch weltweites, riskantes Spekulieren ganze Volkswirtschaften, ja die ganze Weltwirtschaft, und damit Menschen in der Erfüllung ihrer Grundbedürfnisse in unvorstellbarer Weise schädigt.

Diejenigen, die keine solchen Vermögen besitzen, sind letztlich die Zahler all dieser Vermögenseinkommen. Daher ist es jetzt notwendig, wieder Lebensweisen zu entwickeln, die mit der Umgestaltung dieses wirtschaftlichen Systems auf lokaler Ebene beginnen. Es geht darum, sich durch die Kraft der Gemeinschaft immer mehr unabhängig zu machen von den inneren und äußeren Zwängen, die wir uns durch unsere bisherige Art zu leben geschaffen haben.

Was bedeutet das konkret? Unsere Visionen und teilweise bereits konkrete Aktionen setzen bei verschiedenen menschlichen Grundbedürfnissen an: z. B. Essen,

Wohnen, Lernen und menschliche Pflege immer mehr durch Gemeinschaft sicherzustellen nach dem Prinzip: „Geben, was ich kann, und nehmen, was ich brauche“ ohne zu rechnen.

Die Landbaugemeinschaft

Seit letztem Jahr haben wir – wie oben beschrieben – mit Kartoffelanbau auf dem gepachteten 20.000 m² Projektgrund begonnen. Hierfür sind wir eine Kooperation mit dem Bio-Landwirt und Permakultur Austria-Obmann Reinhard Engelhart Stumpfner eingegangen, von der beide Seiten profitieren. Reinhard hilft mit fachmännischem Know-How und Maschinen, die Projektgruppe revanchiert sich mit Unkrautjät-Einsätzen auf seinem Spargelfeld. Das heuer erstmals angelegte Selbsternte-Gemüsefeld zog auch viele Menschen aus der unmittelbaren Umgebung an, sich mit der Pflege eines eigenen Streifens zu beteiligen. Das Triummulierat (3-Frauen-Gruppe als Pendant zum Triumvirat) bestehend



aus Lisbeth Löffler, Herta Koch und Gretl Distelberger brachte durch ihr kommunikatives Netzwerken richtigen Schwung in diese Sache. Reinhard Engelhart's Schwiegervater Josef Engelhart, von allen liebevoll „Gartenopa“ genannt, ein passionierter Gemüse(-alt)bauer, brachte seinen Schatz an Wissen und Erfahrung und vielfältige praktische Mithilfe ein. ➔

Die Planung und Gestaltung des Grünlands als Permakultur und essbare Landschaft wird unter der Leitung von Reinhard Engelhart-Stumptner in diesem Jahr in die Siedlungsplanung integriert.

Das Siedlungsprojekt und die neue subsistenzorientierte Bauwirtschaft

Für den Bau einer Siedlung konnte die Gemeinde Herzogenburg schließlich Anfang Oktober die Umwidmung von ca. 12.000 m² Baugrund rechtskräftig abschließen. Der Ankauf eines Teiles von 7.000 m² durch den Verein „Garten der Generationen“ steht unmittelbar vor dem Abschluss.

Für die Finanzierung des Grundes erwies sich der im Rahmen des Projekts „Garten der Generationen“ entwickelte Vermögenspool überraschenderweise als besonders erfolgreich. Ein Kreis von inzwischen fast 30 Personen, Beteiligte und UnterstützerInnen des Projekts, haben Ersparnis, das sie in nächster Zeit selbst nicht dringend brauchen, in einem Pool auf einem Treuhandkonto der Rechtsanwältin Elisabeth Hauptmann-Höbart in Herzogenburg zusammengelegt. So ist schon ein stattlicher Betrag von rund 300.000 Euro beisammen. Mit diesem Geld können Grundkauf und in weiterer Folge Bauten finanziert werden. Alle EinzahlerInnen sind zu jeweiligen Anteilen am Projektgrund und den Gebäuden über die Treuhänderin grundbücherlich abgesichert. Die Gemeinschaft garantiert dem einzelnen Mitglied, dass es Geld, das es braucht, wieder aus dem Pool herausnehmen kann. Ebenso jene, die durch ihre Mitarbeit im Bauprozess beigetragen haben.

Gleichzeitig gilt es, auch eine Bauweise zu entwickeln, bei der weniger industriell vorgefertigte Materialien verwendet werden, da diese sehr viel Kapital notwendig machen. Wir wollen dies durch gemeinschaftliche Arbeitskraft ausgleichen. Erste Nachforschungen und Planung ergaben, dass sich die Strohballen-Lehmbau-Methode dafür gut eignet. Daher haben wir bereits ca. 1.300 Ballen Stroh von Rein-

hard Engelharts Äckern in einer Gemeinschaftsaktion für den Bau eines Gemeinschaftshauses eingelagert.

Die Bauwirtschaft hat neben der Landwirtschaft die Erfüllung einer der elementarsten menschlichen Bedürfnisse als Aufgabe. Sie ist heute viel zu sehr von kapitalistischen Systemen abhängig geworden oder durchdrungen und erfüllt diese Aufgabe nicht ausreichend. Wie viele andere Wirtschaftszweige auch, ist sie zu sehr vom Streben nach unbegrenztem Wachstum und nach Dominanz am Weltmarkt bestimmt und hat die Menschen nicht (mehr) im Mittelpunkt, sondern mehr als Mittel zum Zweck.

Es ist daher eine besonders schöne und



spannende Herausforderung gerade in diesem Wirtschaftszweig, der ja auch naturgemäß mit der Bildung von langfristigen Vermögenswerten verbunden ist und sonst ein Kernfeld kapitalistischen Wirtschaftens wäre, neue moderne Subsistenzorientierung des Wirtschaftens unter dem Motto „die Menschen zuerst“ („people first“) umzusetzen und neue, alternative, durch die Kraft von menschlicher Gemeinschaft getragene Systeme aufzubauen.

Seit einigen Jahren zeigt sich ein neues Interesse an gemeinschaftlichem Wohnungsbau. Es ist an der Zeit, für diese neue Bewegung in einer Zeit der zunehmenden Unsicherheit punkto Einkommen und Vermögenswerte auch eine neue subsistenzorientierte Bauwirtschaft zu entwickeln. Dabei geht es meines Erachtens darum, die Abhängigkeit von den großen Kapitalbereitstellern, Bürokratien sowie von kapitalintensiven (weil mit hohem industriellen Einsatz produzierten) Bauma-

terialien und Bauprozessen abzubauen und neue handwerkliche und andere neue persönliche Entfaltungsprozesse der Menschen beim Bau zu eröffnen und in das Bauen auch in unseren „wohlhabenden“ Ländern den „Eine-Welt-Gedanken“ zu integrieren.

Netzwerk der Unterstützung

In Zusammenhang mit unserem neuen Gemeinschaftsprojekt „Garten der Generationen“ Herzogenburg, das unter anderem auch ein Pilotprojekt für eine solche neue subsistenzorientierte Bauwirtschaft sein soll, ist es nun unsere Vision, ein ganzheitliches Netzwerk der Unterstützung aufzubauen, das als sehr wichtigen Teil auch ein neues, kooperatives und subsistenzorientiertes Planen und Bauen einschließt.

Im Gemeinschaftshaus soll auch Raum für selbstorganisierte Kinderbetreuung geschaffen werden, wo Kinder sich frei nach ihren Interessen entwickeln können. Neben Wohnhäusern für Familien sind auch kleinere Wohneinheiten geplant, u. a. für ältere oder behinderte Menschen, die in diesem Rahmen mit teilweiser Unterstützung selbstständig wohnen können und in der Gemeinschaft einfach ihren Platz haben.

Pläne und Konzepte können noch so schlau und gut sein. Eines ist klar: Jedes Gemeinschaftsprojekt steht und fällt mit der Qualität des Umgangs miteinander und der Bereitschaft aller Beteiligten, sich auf einen ständigen Lern- und Wachstumsprozess einzulassen. Seit dem Beginn des Projekts vor drei Jahren geht es in der Kerngruppe daher nicht nur um formales Planen, sondern vielmehr um das Lernen und Üben eines respektvollen Miteinanders.

Gemeinsam Dinge zu tun ist sicher nicht immer nur leicht. Gleichzeitig bergen unsere Verschiedenheiten und ihr Zusammenspiel einen großen Reichtum, der mit Geld nicht zu bezahlen ist. Diese Bereicherung ist wohl der stärkste Antrieb, diesem Prozess weiter zu folgen. ■

Solidarität ist ...

Was verstehen die Menschen unter Solidarität? Meinen sie das Gleiche, wenn dieses Wort verwendet wird? Information-Diskussion hat einzelne Personen befragt und sie um ein kurzes Statement gebeten:

Was ist für mich Solidarität? Wo (er)lebe ich Solidarität?

Gudrun Bernhard,
KAB Gallneukirchen

Solidarität ist der Rückhalt, den (situationsbezogen) „Stärkere“ den jeweils „Schwächeren“ geben können. Ich (er)lebe Solidarität u. a. im Freundeskreis, z. B. wenn eine Freundin meine Tochter betreut, damit ich Termine wahrnehmen kann oder in der Betriebsratsarbeit, wenn wir neue Vorgaben auf die Auswirkungen für die ArbeitnehmerInnen „abklopfen“ und in Verhandlungen eine Schlechterstellung verhindern.



Ulrike Hofer,

Fachausschuss Soziales,
Pfarre Marcel-Callo

Solidarität ist für mich, dass man alle stützt, um miteinander ein Ziel zu erreichen, sozusagen gemeinsam ans andere Ufer zu kommen. Das betrifft die Situation am Arbeitsplatz genauso wie die Frage der Mindestsicherung oder der MigrantInnen. Keine/keiner soll durch den Rost fallen. Solidarität ist für mich soziale Gerechtigkeit, bedeutet, nicht zuerst auf mich zu schauen, sondern auf die Gemeinschaft, pointiert gesagt: nicht auf jemand draufsteigen, dass man wo drüber kommt!



Eva Kuri,

KAB Gallneukirchen

Solidarität bedeutet für mich miteinander tragen, auch ein gemeinsames Tragen und Weitertragen von Ideen. Solidarität ist, den nötigen Ausgleich zwischen den Menschen zu schaffen, dass jede/jeder das hat, was er/sie zum Leben braucht. Solidarität erlebe ich im konkreten Umfeld, am Arbeitsplatz, in der Familie, der Pfarre, der Gemeinde. Solidarität als bewusstes Schauen auf die anderen gibt es von nah



bis global - zum Beispiel beim Einkauf. Ein Bewusstsein über die weltweiten Zusammenhänge erlaubt keine Aufteilung in WIR und DIE ANDEREN.

Andrea Praher,

Treffpunkt mensch & arbeit
Linz-Mitte

Solidarität ist Aufstehen und etwas sagen, sich wehren, sich für Schwächere und für Gerechtigkeit einsetzen. Solidarität ist der Zusammenhalt, dann entsteht eine Kraft: „Gemeinsam sind wir stark“- Demonstrationen zum Beispiel zeigen das. Solidarität lebe ich bewusst in Bezug auf Kinder. Kinder gehören zu den Schwächeren in unserer Gesellschaft, für sie Verständnis zu haben und ihnen Wachsen zu ermöglichen, ist für mich eine Frage der Solidarität.



Josef Ramsi,

Treffpunkt mensch & arbeit
Vöcklabruck

Solidarität ist für mich sich für Schwächere einzusetzen und ihnen eine Stimme zu geben. Ungerechtigkeit aufzuzeigen und Meinungsbildung zu fördern (z. B. Fremdenrecht, Neoliberalismus). Ich (er)lebe sie durch persönliche Aktionen in meinem Umfeld.



Christian Leonfellner,

KAB Gallneukirchen

Solidarität ist die Grundlage des Zusammenlebens, Gesellschaft funktioniert sonst nicht. Ich erlebe sie als direkte Solidarität vor Ort, als ein Aufeinander-Schauen, als ein Anpacken, ein wechselseitiges Helfen, wann und wo es nötig ist. Global gesehen ist es wichtig, ungerechte Strukturen aufzudecken und Bewusstseinsänderung voranzutreiben. Projekte der Dreikönigsaktion oder Fairtrade verändern auch den persönlichen Umgang mit Ressourcen. Am solidarischsten wäre ein bedingungsloses Grundeinkommen – jeder zahlt nach



seinen Möglichkeiten und bekommt, was er für ein lebenswertes Leben braucht.

Sigrid Kremsmayr,

KJ-Forum Arbeit/KAJ

Solidarität ist ein gutes Miteinander und ein aufeinander Schauen. Erlebbar wird sie durch viele kleine Handlungen.



Thomas Prjevara,

Treffpunkt mensch & arbeit
Steyr

Solidarität bedeutet für mich an einem Strang zu ziehen und für eine gemeinsame Idee einzutreten. Ich erlebe sie manchmal am Arbeitsplatz, z. B. bei Firmenwechsel, wenn bei Null angefangen wird und Mitarbeiter helfen. Auch am Berg werden Hindernisse gemeinsam überwunden und Mut zugesprochen.



Mathilde Willburger,

Treffpunkt mensch & arbeit
Standort voestalpine

Solidarität ist zusammenhalten und denen zu helfen, denen es nicht so gut geht. Wichtig ist es, mehr zu tun als zu reden. Als Behinderte erlebe ich viel Solidarität.



Waltraud Wührer,

Treffpunkt mensch & arbeit
Steyr

Ich lebe Solidarität, indem ich denen, die sonst kaum eine Stimme in der Gesellschaft haben, viel von meiner Zeit und Aufmerksamkeit schenke und ihnen nach meinen Möglichkeiten zu helfen versuche. Ich erlebe Solidarität, indem von denen, die im bürgerlich-gesellschaftlichen Konsens nicht so gut angeschrieben sind, soviel Zuneigung, Wärme und Dankbarkeit zurückkommt, dass es mich glücklich macht und ich erkenne immer mehr: Solidarität, ausgedrückt auf Papier, ist leicht, aber keine echte Solidarität, Solidarität muss gelebt und erlebt werden – konkret von Mensch zu Mensch, das ist meist nicht so leicht, aber unendlich bereichernd!



Leseecke

Zum Schwerpunkt dieser Ausgabe kann ich mich nicht mit einem Buchtipps begnügen! Es gibt eine Vielzahl von interessanten Titeln, die aufzeigen, wie es möglich ist, dass eine solidarische, gerechtere Welt durch jeden einzelnen von uns mitgestaltet werden kann.

Gerade lese ich das Bändchen „Empört euch“ von Stephane Hessel, aus dem Ullstein Verlag (29 Seiten, Euro 4,20).

Auf wenigen Seiten verbindet er die Motivation der Widerstandsbewegung in Frankreich zur Zeit des 2. Weltkrieges mit dem tagespolitischen Geschehen und ruft, wie damals, zur Zivilcourage und offenen Empörung gegen die Politik der Konzerne und Banken auf, in der die Regierungen zu Handlangern degradiert werden. Ein kleines, aber anspruchsvolles Buch, mit hilfreichen Kommentaren zum Text und zur Übersetzung.



Die Bücher von Christian Felber behandeln ebenso eine Zukunftsplanung, die nicht allen bequem ist, aber bestimmt vielen gerecht würde.



Die Titel „Die Gemeinwohl-Ökonomie“ (158 Seiten, Euro 15,90) und „50 Vorschläge für eine gerechtere Welt“ (334 Seiten, Euro 19,90) aus dem Verlag Zsolnay sprechen für sich ...



Aus traurigem, aktuellen Anlass möchte ich noch folgendes Buch vorstellen: „Ich bin ein Teil der Welt“, ein ökosozialer Elternratgeber aus dem Verlag Tyrolia (160 Seiten, Euro 14,95).

Mehr noch als für unser eigenes wird es für das Leben unserer Kinder entscheidend sein, dass wir gemeinsam zu einem Umgang mit der Umwelt finden, der in umfassender Weise auf Nachhaltigkeit angelegt ist. Dieser Elternratgeber greift alle wichtigen Themenfelder eines ökologisch und sozial verantworteten Lebensstils auf, erklärt auf einfache Weise

die grundlegenden Zusammenhänge und gibt jeweils viele praktische Tipps, die jede Familie schrittweise umsetzen kann. Von Energieversorgung, Mobilität, Ernährung, Einkaufen über Urlaube und Freizeitgestaltung bis hin zu Geldanlagen – in all diesen Bereichen können wir unsere Verantwortung für die Schöpfung und damit zugleich für die gegenwärtige und die zukünftigen Generationen wahrnehmen. Mit unseren Kindern und für unsere Kinder.



Vielen LeserInnen unserer Zeitung sind bestimmt diese und ähnliche Bücher bekannt, es lohnt sich aber immer wieder, den einen oder anderen Suchenden mit derlei Literatur auf die Sprünge zu helfen! ■



Bernhard Rudinger,
KA-Generalsekretär
OÖ, Wartberg/Aist

Solidarität – nur in Krisenzeiten?

Der 11. März 2011 wird vielen Menschen weltweit als großer Unglückstag in Erinnerung bleiben. Als an diesem Tag in Japan die Erde bebte, ein Tsunami über das Land hereinbrach und es in den darauffolgenden Tagen auch noch zu einer Reaktorkatastrophe kam, waren wir erschüttert vom unfassbaren Leid, das so vielen Menschen widerfahren ist.

Neben tiefem Mitgefühl, das wohl viele Angesichts der schrecklichen Fernsehbilder verspürt haben, gab es eine länderübergreifende Hilfsbereitschaft und internationale Solidaritätsbekundungen. Die großen japanischen Technologieunternehmen spendeten große Summen für die dringend benötigte Hilfe in den Krisengebieten, einige Unternehmen haben freiwillig den Betrieb in ihren Fabriken heruntergefahren, um Strom zu sparen. Hilfe und Unterstützung für diejenigen, die sich in einer äußerst schwierigen Situation befanden, schien – Gott sein dank – geradezu eine Selbstverständlichkeit zu sein.

Muss immer zuerst etwas Schreckliches passieren, damit wir uns für kurze Zeit besinnen, Solidarität zeigen und zur konkreten Hilfe und zur gegenseitigen Unterstützung bereit sind? Man könnte fast den Eindruck gewinnen, es gelingt nur in schweren Krisen, dass wir Menschen, insbesondere auch die VerantwortungsträgerInnen in Politik und Wirtschaft, entschieden und mit ganzer Kraft daran arbeiten, die vorherrschende Not zu lindern. Aus dieser Erkenntnis sollten wir im biblischen Sinne eigentlich etwas lernen: „Bei euch aber soll es anders sein ...“ (vgl. Mt 20,26) ■



Gemeinschaften organisieren

Solidarität konkret: Menschen gestalten ihren Lebensraum

Es klopft an deiner Tür. Davor steht eine junge Frau. Sie stellt sich bei dir vor und sagt dann: „Ich arbeite mit am Projekt „Starke Nachbarschaften“. Unser Ziel ist, gemeinsam den Stadtteil/den Ortsteil/das Dorf zu verbessern. Wir beginnen damit, Gespräche mit den Menschen zu führen, die hier wohnen. Wir möchten herausfinden, welche Probleme sie sehen, was sie ärgert und was getan werden müsste. Wenn wir genügend Gespräche geführt haben werden wir auf einer öffentlichen Versammlung berichten, welche Probleme, Themen und Visionen uns genannt wurden. Sie sind dazu herzlich eingeladen! Dann können sie mitbestimmen, welche Themen für sie die wichtigsten sind und wir werden gemeinsam mit allen anderen, die gekommen sind, nach Lösungen suchen. Diese werden wir dann auch gemeinsam um- und durchsetzen“ Was würdest du sagen?

Unter dem Schlagwort „Community Organizing“ – übersetzt etwa Gemeinschafts-Organisation – laufen solche und ähnliche Initiativen momentan sehr erfolgreich in Deutschland.

Im Hamburg Mitte etwa, einem alten ArbeiterInnenbezirk, arbeiten BürgerInnen seit 2007 auf diese Art zusammen. Es leben dort vor allen einkommensschwächere Gruppen, davon etwa 25 % MigrantInnen. Seither wurde durchgesetzt, dass eine S-Bahn-Station im Bezirk barrierefrei für Kinderwagen und für ältere Menschen umgebaut wird. Weiters wurde eine eigene Hausaufgabenhilfe und Nachmittagsbetreuung für Schulkinder finanziert und organisiert.

Momentan wird gerade intensiv daran gearbeitet, die Lebensqualität in den Parks und Grünflächen zu erhöhen. Die Bürgerplattform fordert von der Stadt, einige Teiche zu entschlammen und öffentliche Toilettenanlagen zu errichten.

„Community Organizing“ ist ein Sammelbegriff für verschiedene Methoden der

BürgerInnenorganisationsarbeit wie sie in den USA etwa seit den 1930er Jahren angewendet werden. Ziel ist dabei die langfristige und dauernde Verbesserung der Lebensqualität in einem bestimmten Gebiet. Die Basis für diese Arbeit ist immer ein Zusammenschluss von BürgerInnen, die gelernt haben, wie sie ihre Interessen gemeinsam durchsetzen können.

Dazu wird zu Beginn ein Kreis von Schlüsselpersonen aus wichtigen Organisationen vor Ort oder auch aus Privatpersonen gebildet. Dann beginnt der Prozess der Themenfindung: oft hunderte von Einzelgesprächen, die die Schlüsselpersonen mit verschiedensten Menschen vor Ort führen. Der Clou besteht darin, eine möglichst große Anzahl von Menschen aktiv einzubeziehen. Die BewohnerInnen werden zu Hause oder an ihren Treffpunkten aufgesucht; ihre Bedürfnisse und Interessen bilden den Ausgangspunkt aller weiteren Schritte. Im Mittelpunkt steht die Verbesserung der Lebenssituation im Alltag, nicht abstrakte politische Forderungen.

In einer Reihe von Treffen, die für alle offen stehen, werden dann die gemeinsamen Ziele, Handlungsschritte, Forderungen etc. formuliert und durchgesetzt. Es geht dabei darum, Schritte zu setzen, die einen wirklich spürbaren Erfolg ermöglichen. Dadurch soll das Vertrauen der Menschen geweckt werden, dass sie wirklich etwas verändern können, wenn sie zusammen handeln.

Die Organisation zielt daher weniger darauf ab, Einzelpersonen bei Problemen zu helfen. Vielmehr wird gemeinschaftliches Handeln und Solidarität entwickelt und dazu beigetragen, dass Menschen ihre Interessen ausdrücken und durchsetzen können.

Das heißt, es geht bei der Organisation immer auch darum, Gemeinschaften zu bilden, die stark genug sind, ihre Interessen auch gegen mächtige Gegner durchzusetzen.

In Österreich kommt die Idee des Community Organizing gerade erst an.

Es wird sich zeigen, wo sie auf fruchtbaren Boden fallen kann. ■

Für die schlecht Gestellten nur das Beste!

Ein Gedankenexperiment:

Welche Regeln würden wir für das Zusammenleben in einer Gesellschaft aufstellen, wenn niemand der Mitentscheidenden vorher wüsste, auf welcher Stufe der sozialen Leiter er oder sie in dieser Gesellschaft eigentlich steht?

Wenn wir also noch nicht wüssten: sind wir reich oder arm, Mann oder Frau, jung oder alt, mehr oder weniger klug, schnell, leistungstark ...

Wie hätten wir dann, gern, dass es in dieser Gesellschaft zugeht?

John Rawls, ein Philosoph aus den USA, hat diese Frage untersucht und ist zu einem einfachen Ergebnis gekommen: Wenn niemand wüsste, ob er/sie zu den Starken oder den Schwachen gehört, dann wäre es für alle am vernünftigsten, solche Regeln zu schaffen, die den Schwächsten die größten Vorteile bringen. Die also gerade die Benachteiligten am meisten bevorzugen. Denn jeder könnte ja dazugehören. Die am schlechtesten Gestellten wären dann das Maß aller Dinge.

Dieser Grundsatz ist für Rawls die Grundlage für geschwisterliches, also für solidarisches Handeln.

Was würde sich verändern, wenn dieser Grundsatz ernsthaft, etwa in der Wirtschaftspolitik, angewendet würde?

Wenn wir z. B. unseren Wohlstand nicht mehr danach messen, wie viel Reichtum insgesamt in Österreich erwirtschaftet wird (Bruttoinlandsprodukt), sondern wie viel die Ärmsten unter uns zum Leben haben?

Rainer Tüchlberger

Weitere Informationen zu Community Organizing: www.dico-berlin.org – Deutsches Institut für Community Organizing, www.fo-co.info – Forum Community Organizing Deutschland, www.partizipation.at/community_organizing.html – Beschreibung der Methode auf einer österreichischen Homepage für BürgerInnenbeteiligung
Buchtip: Community Organizing: Menschen verändern ihre Stadt. Herausgeber Leo J. Penta. Edition Körber-Stiftung. Berlin. 2007



Edith
Rohrhofer,
Hausfrau,
Linz

IMPULS

Ist mehr mehr wert?

Mahatma Gandhi sagte: Die Welt hat genug für jedes Menschen Bedürfnisse, aber nicht für jedes Menschen Gier.

In kaum einer Zeitepoche gab es ein derart grenzenloses Eigenstreben nach Macht und Geld wie heute. Jeder Mensch hat unzählige Bedürfnisse, auch wenn wir uns dessen nicht immer bewusst sind. Aber alle Bedürfnisse befriedigen zu wollen, ist ohne Einschränkung der Bedürfnisse von Anderen nicht möglich. Leider haben wir in den wohlhabenden Ländern eine sehr großzügige Vorstellung, wenn es um die Befriedigung unserer Bedürfnisse (unserer Gier?) geht. Die Auswirkungen dieser überzogenen Ansprüche sind an der Ungleichheit der Güterverteilung in unserer Welt leicht sichtbar. Da ist es kein Wunder, wenn Menschen in anderen Teilen der Welt verhungern. Gier wird zur Ersatzbefriedigung unserer vordergründigen Sehnsüchte und verliert ihre Sündhaftigkeit. Wer hat sich schon mal dem 10. Gebot verpflichtet gefühlt?

Was ist das gerechte Maß für unseren Wohlstand, für mein „Wohlergehen“, meine berechtigten Bedürfnisse? Was sind Glück bringende, anhaltende Bedürfnisse? Sind diese mit einem mehr an Konsum erreichbar? Wie viel ICH brauche ich, um „gut leben“ zu können und wie viel WIR kann ich zulassen damit viele (alle) gut leben können? Das Bettelverbot ist ein gutes Beispiel für wie viel oder wie wenig wir zulassen!

Die Frage nach dem rechten Maß und gerechten Lebensmöglichkeiten, nach gerechter Verteilung unseres

Wohlstandes ist auch eine Frage einer solidarischen Gesellschaft, einer Gesellschaft, die auf Gegenseitigkeit beruht, in der Menschen getragen sind. Solidarität ist nicht einfach Hilfe, Wohltätigkeit oder Fürsorge, sondern verhilft dem Anderen zu seinem Recht, zu mehr Gerechtigkeit und somit letztendlich zu einem guten Leben für alle, in Achtung voreinander und Vertrauen ineinander.

Es geht somit um eine Haltung, die mich offen und bereit macht, über den Tellerrand meiner eigenen Bedürfnisse hinaus zu schauen, wo ich mich nicht damit zufrieden gebe, dass es mir gut geht.

Solidarisches Handeln hat viele Formen und es gibt kein richtiges und falsches Handeln, es gibt nur ein tägliches sich Einlassen für eine gerechte, lebens- und lebenswerte Welt.

Solidarisches Handeln könnte bei meinem Einkauf beginnen: fair hergestellte und gehandelte Produkte, regionale Lebensmittel und manchmal die Erkenntnis, dass weniger mehr sein kann!

Solidarisches Verhalten könnte auch mein persönlicher Umgang mit Ausländern und MigrantInnen sein – machen sie mir Angst und warum – gibt es neben dem Trennenden auch Verbindendes?

Bei allem was in dieser Ausgabe zu diesem Thema geschrieben wird, gilt für alles das eine:

Solidarität ist eine Haltung oder Tugend, die sich im Handeln bewährt. ■

Herbert Kuri
herbert.kuri@aon.at

Erwartungen...

Heute war kein guter Tag. Das fing schon in der Früh an, als ich zum Friseur ging und es regnete. Jede Frau weiß, was das für eine neue Frisur bedeutet. Aber ich war trotzdem guter Dinge, weil ich dachte, mein Mann würde mich vom Friseur mit dem Auto abholen. Das hat er nämlich schon manchmal getan. Ich war ziemlich sauer, als er dann nicht kam. Was war ihm denn so wichtig, wichtiger als ich? Ich musste also die frische Lockenpracht dem feuchten Wetter aussetzen.

Zu Hause angekommen wurde mir bewusst, dass mein Mann zur vereinbarten Mittagszeit nicht heimkommen würde. Hatte ich vergessen, ihm zu sagen, dass ich heute früher essen wollte, da ich am Nachmittag einiges vorhatte? Ich musste also schnell umdisponieren.

Da fiel mir ein, was mich trösten könnte: Am Abend lief im Kino unser Lieblingsfilm, den wir schon öfter miteinander gesehen hatten. „Mein Mann schaut immer genau das Kinoprogramm an. Sicher wird er bald mit zwei Karten an der Tür stehen und vielleicht mit ein paar Blümchen in der Hand, da ja heute Frauentag ist.“

Aber nichts von all dem geschah. Irgendwann stand er dann da, gut gelaunt und aufgeräumt. Als ich dann sah, dass er meine schweren Einkaufstaschen, die er manchmal vom Vorhaus in die Wohnung trug, stehen gelassen hatte, war es mit meiner Beherrschung vorbei und ich dachte: „Ist es möglich, dass in unserer Beziehung irgendetwas nicht mehr stimmt?“ Ich konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten, sie liefen in kleinen Bächlein über die Wangen. Als er das sah, kam er ganz erschrocken auf mich zu. Der einzige Satz, den er herausbrachte war: „Aber Schatz, warum sagst denn nix?“ ■



Herbstblätter neu

Ältere KAB-Mitglieder melden sich zu Wort

Für die „Herbstblätter“ zu schreiben, zurück zu schauen, auch in die Kindheit, ist interessant, macht nachdenklich.



Ich wurde mitten in den Kriegsjahren, 1942, in Wels als viertes von sechs Kindern geboren. Meinen Vater habe ich nicht kennen gelernt, weil er im Krieg vermisst gemeldet wurde und

nicht mehr heim gekommen ist. Aus einer späteren Lebensgemeinschaft hat meine Mutter noch zwei Kinder zur Welt gebracht. Vermisste Soldaten mussten von den Ehefrauen für tot erklärt werden lassen, sonst erhielten sie keine Witwen- und Waisenpension. Zwei jüngere Brüder meiner Mutter standen ihr bei, diese schwere Entscheidung zu treffen.

Mein Vater war als Tischler vor dem Krieg arbeitslos und wurde dann „ausgesteuert“, d. h. es gab keine finanzielle Unterstützung. Meine Mutter war als Wäscherin bei einer Fabrikantenfamilie tätig, um für den Lebensunterhalt etwas Geld zu verdienen. Mitte des Jahres 1942 bezog meine Mutter eine neue Wohnung (ca. 57 m²) in den sogenannten „Hitlerbauten“ in Wels, Vogelweide, wie wir sie auch in Linz und Steyr Münchenholz kennen. Dazu gehörten kleine Streifengärten, die zur Selbstversorgung reichen sollten.

Ich besuchte Volks- und Hauptschule und war „Armenschülerin“. Für Armenschüler gab es gebrauchte Schulbücher und Gratishefte. Es war notwendig, weil meine Mutter die Schulsachen für vier Kinder nicht finanzieren konnte. In der Volksschulzeit entdeckte ich anhand der Schulbücher meine Freude am Lesen. Ein eigenes, ruhiges Platzl hatte ich nicht, darum nutzte ich das WC, bis ich wieder herausgerufen wurde.

Als die Einladung zu den Heimstunden der Jungschar kam, ging ich gerne hin. Heraus aus der Enge, mit Gleichaltrigen spielen, war für mich wichtig.

1956 begann ich mit einer Bürolehre. Ich hatte Glück, eine Lehrstelle zu fin-

den. Später wurde mir bewusst, dass der Wunsch meiner Mutter, jedes Kind sollte einen Beruf erlernen, ob Mädchen oder Bursch (wir waren je drei), recht fortschrittlich war.

1956 kam Hans Innerlohinger als Mädchenkaplan in die neue Pfarre Wels-Hl. Familie, einen Burschenkaplan gab es bereits, Ernst Gloning. Der Aufbau des neuen Pfarrgebietes brachte relativ schnell sichtbare Erfolge und erhöhte die Freude, mit zu arbeiten. Unsere Pfarrjugend wandelte sich in eine engagierte Katholische Arbeiterjugend, mit altersgemäßen Gruppen und Aktivistinnenrunden. 1957 war die große Romfahrt, die Begegnung mit Josef Cardijn. Ich wollte unbedingt dabei sein, war aber zu jung, außerdem hätte ich die Reise nicht finanzieren können. Cardijn rief uns junge Arbeiter und Arbeiterinnen auf, Christus in die Welt der Arbeit zu tragen, für unseren Glauben einzustehen. So haben wir die Karfreitagsaktion sehr ernst genommen.



Mit starkem Herzklopfen bin ich als Lehrling zum Direktor (in Audienz) gegangen um zu bitten, dass in der Werkstätte, im Lager, in den Büros, eine Gedenkminute gehalten werden darf und dazu die Sirene eingeschaltet wird. Es ist mir einige Jahre gelungen.

In diesen Jahren war ich als KAJ-istin getragen vom Auftrag, die Botschaft Jesu in die Arbeitswelt zu tragen, gestärkt durch die Aussage Cardijns „Jede Arbeiterin, jeder Arbeiter ist mehr wert als alles Gold der Erde“.



Bis zu meiner Hochzeit 1964 habe ich eine Jung-KAJ-Gruppe geleitet. Nach einem Jahr kam unser Sohn Johannes auf die Welt. Wir wollten uns Zeit nehmen, um als junge Familie zusammenzuwachsen.

In Wels gab es einen KAB-Gebietsverantwortlichen, etwa von 1965 bis 1972, der jährlich einen Familien-Einkehrtag mit Kinderbetreuung organisierte, zum Abschluss gab es ein gemeinsames Mittagessen. Für mich bzw. für uns war das sehr sympathisch, wenn wir beide in einer Bewegung

tätig sein konnten. War uns doch die KAB als Organisation bekannt, wo nur Männer Platz hatten. Auf Einladung arbeiteten wir im neu installierten Diözesanen Arbeitskreis „Ehe und Familie“ mit. Nach heißen Diskussionen über die Struktur der KAB

wurden Runden für Ehepaare eingerichtet. Diese Form begeisterte uns und wir gründeten eine Runde mit Ehepaaren.

Die Jahre 1965 bis 1970 brachten große Veränderungen in der Kirche, es war die Zeit nach dem II. Vatikanischen Konzil. Mein Gottesbild veränderte sich von ➔

Hurra, wir dürfen zahlen. Der Selbstbetrug der Mittelschicht¹

einem strafenden Gott zu einem liebenden Gott. Die spirituelle Erneuerung erarbeiteten wir uns intensiv in unserer KAB-Runde mit Gust Thalhammer. Die Ideologie der KAB wurde zu unserer Lebenseinstellung. Die Diözesankonferenz veränderte sich, weil Frauen dabei waren, die in den Gebieten mitverantwortlich waren. Frauen wurden in den Diözesanvorstand gewählt und später auch in die Diözesanleitung. 1978 wurde ich als stellvertretende Diözesanvorsitzende gewählt und für die nächste Periode bis 1984 nochmals.

Ich wurde 1985 zur stellvertretenden Bundesvorsitzenden gewählt und war bis 1988 im Bundesvorstand und in der Bundesleitung der KAB die erste und einzige Frau. In meiner zweiten Periode von 1988 bis 1991, veränderte sich das Bild, weil Frauen aus den Diözesanvorständen in die KAB Bundeskonferenz delegiert werden konnten. Das partnerschaftliche Engagement war für alle ein Lernprozess. Für mich war es eine interessante, lehrreiche Zeit, manchmal emotional und schwer verdaulich. Das Miteinanderarbeiten, neue Akzente setzen, gesellschaftspolitische Themen und Schwerpunkte erarbeiten war für mich Erfolg und machte mir Freude. Dieses Engagement war bestimmend in meinem Leben, füllte mich neben der Familie und der Heimarbeit (Erwerbsarbeit) ziemlich aus.

1981 begann ich mit einer Frauenrunde, es waren geschiedene, alleinerziehende, berufstätige Frauen. Wir waren in der KAB Wels integriert und übernahmen wie andere Runden verschiedene Aktivitäten, wie Gottesdienste, Radausflüge und 13 Jahre den Neujahrsgang. Verschiedene Lebensumstände in der Pension, z. B. die Pflege einer Mutter, Enkelkinder betreuen, veränderten die Beziehungen innerhalb der Runde. Der persönliche Kontakt zueinander besteht heute noch, insbesondere dadurch, weil eine Pflegenden zum Pflegefall wurde.

Für mich persönlich ist wichtig, dass ich trotz kleiner Einschränkungen aktiv bleibe, meine Enkelin Katharina genießen kann und ihr Aufwachsen erlebe. ■

Margarete Schneller, Pensionistin, Wels

Ulrike Herrmann, Wirtschaftskorrespondentin der taz und Autorin des gleichlautenden Buches, war im März 2011 beim Sozialstammtisch im Cardijn-Haus in Linz zu Gast und analysierte das Selbstbild der Mittelschicht und die Folgen daraus.



Österreich und Deutschland sind bezüglich Daten zu Vermögen vergleichbar. Die Datenlage zu Reichtum ist in Deutschland zwar etwas besser, aber Genaueres kann hier wie dort nicht gesagt werden. Wer Besitz hat, schweigt und beziffert nicht. Im Sozialbericht der Österreichischen Nationalbank finden sich Angaben, die auf Hochrechnungen beruhen. Wem nützt es, wenn nicht nachgerechnet werden kann?

Klar ist allerdings, dass die Reallohneinkommen in den letzten Jahren gesunken sind, dass die Mittelschicht schrumpft. Wer ist aber nun die Mittelschicht? Statistik und Selbst einschätzung klaffen hier weit auseinander – ein sehr dehnbarer Begriff.

Befragungen bestätigen, dass sich alle gerne der Mittelschicht zuzählen wollen, weil:

- Der Aufstieg ist ganz nahe! in vielen Familien hat ein Bildungsaufstieg stattgefunden, der finanzielle Aufstieg wird erwartet.
- Niemand will der Unterschicht zugerechnet werden! Diese wird doch zunehmend beschuldigt, selbst an ihrem Schicksal schuld zu sein. Sogar die Aussage, dass die Unterschicht die Mittelschicht ausbeutet, ist gesellschaftsfähig geworden.

Somit scheint die Schuldfrage an der schlechteren Finanzlage geklärt. Andere Formen der Umverteilung brauchen nicht länger gefordert werden, so Herrmann. Damit lässt sich vorzüglich Politik machen: Wegen der Befürchtung, von Steuern auf Vermögen betroffen zu sein, werden vermögensbezogenen Steuern

abgelehnt usw.

So kommt es, dass die Mittelschicht immer wieder Gesetzen zustimmt, die sie selbst belasten und die Reichen von Steuern befreien.

Die Mittelschicht muss zu einem realistischen Selbstbild finden und ihren Elitedünkel aufgeben, sonst wird sie ganz



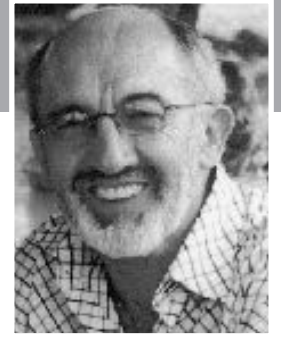
allein für die Folgen der Finanzkrise zahlen.

Jene Menschen, die statistisch der Mittelschicht zuzurechnen sind, stellen die Mehrheit bei den Wahlen. Hier liegt die Chance auf Umverteilung meint Ulrike Herrmann: Die Mittelschicht muss sich von der Vorstellung verabschieden, dass PolitikerInnen eine Vorreiterrolle haben. Sie betont, dass diese eher hinterherlaufen, weil sie ja bei den nächsten Wahlen wieder gewählt werden wollen. Die häufigen Meinungsumfragen sind der beste Beweis dafür. Die Frage lautet daher nicht „wen wählen?“ sondern „was denken?“ – Es kommt auf die eigene Meinung an! ■

Elisabeth Zarzer



¹⁾ Ulrike Herrmann, Hurra, wir dürfen zahlen. Der Selbstbetrug der Mittelschicht, Westend Verlag, 2010³, ISBN 978-3-938060-45-2



Die Post bringt allen was

Betriebsbesuch der KAB im Postverteilzentrum Linz

Wenn ich am Postschalter einen Brief oder ein Paket aufgab, machte ich mir bisher keine besonderen Gedanken darüber, wie viele Hände und (immer mehr) Maschinen erforderlich sind, damit der/die von mir ausgewählte Empfänger/in mein Poststück auch tatsächlich bekommt.



95 Prozent der Briefe müssen laut einer postinternen Vorgabe bereits am nächsten Tag zugestellt werden. Es sind viele Menschen, die dies ermöglichen und rund um die Uhr für uns arbeiten, damit wir unsere Post pünktlich erhalten.

Die Einladung der KAB des Gebietes Linz, am Abend des 17. März 2011 einen Blick ins Innere des Postverteilzentrums Linz zu werfen, nahmen 23 Personen wahr. Geführt und umfassend informiert wurden wir von Frau Viktoria Wetzlmayer, einer sehr kompetenten und engagierten Mitarbeiterin im PAM (Postarbeitsmarkt).

Der Post-Standort besteht seit 1858 am „Bahnhof zu Linz“. Nach den Kriegsjahren wurde 1952 das Linzer Bahnhofpostamt fertig gestellt. Das derzeitige neue Postzentrum Linz wurde 1994 eröffnet. Im Bereich Brieflogistik und Paketumleitung arbeiten derzeit ca. 500 Kolleginnen und Kollegen, davon viele Leasing- und Teilzeitkräfte. Vor 10 Jahren waren in diesen Bereichen noch ca. 1000 Menschen beschäftigt. Täglich werden ca. 1,8 Mill. Briefe und ca. 70.000 Pakete sortiert, umgeleitet und zugestellt. In der Briefumleitung arbeiten hauptsächlich Frauen. Auch der anstrengende Job beim Recherche-

ren unleserlicher Anschriften (Videocodierung) ist reine Frauenarbeit mit jeweils 50 Minuten am Computer, 10 Minuten Pause und dann geht es konzentriert weiter (insgesamt 2,5 Stunden).

Die aktuellen Herausforderungen des börsennotierten Unternehmens mit 51 Prozent Staatsanteil und entsprechenden Erträgen für die Aktionäre sind vor allem für die MitarbeiterInnen aufgrund der ständigen Veränderungen enorm.

- Vor einigen Jahren wurde das Postmonopol für die Zustellung von Paketen abgeschafft. Seit Jänner 2011 besteht auch das Monopol für Briefe bis 20 g nicht mehr. Somit können auch Private Pakete und Briefe zustellen.
- Werbesendungen werden bereits seit längerem auch von der Post-Tochter „Feibra“ zugestellt.
- Der Transport der Postsendungen erfolgt ausschließlich auf der Straße und wird zu einem immer größeren Teil von privaten Frachtern für die Post durchgeführt.



- Dazu kommt noch, dass es bereits seit Jahren eine Diskussion über die Schließung des Postverteilzentrums Linz gibt.

Dieser Betriebsbesuch war für uns ein informatives und interessantes Erlebnis. Wenn ich in Zukunft der Post einen Brief

oder ein Paket anvertraue, dann denke ich bewusster als bisher an die vielen fleißigen Menschen (aber auch an die mit einer für einen Laien kaum vorstellbaren Präzision ausgestatteten Maschinen), die dafür verantwortlich sind, dass das von mir angegebene Ziel der Poststücke erreicht wird. Ich denke aber auch an alle jene Menschen, für die die Post nach einem oft langen Dienstverhältnis angeblich keine Arbeit mehr hat und ebenso an diejenigen, die aufgrund des ständigen Personalabbaus in Zukunft mit einem ähnlichen Schicksal fertig werden müssen. ■

Tag der Arbeitslosen

Am Samstag, den 30. April 2011, war die KAB als Teil einer Veranstaltergemeinschaft am Linzer Taubenmarkt präsent, um in einer öffentlichen Aktion auf das Thema „Arbeit und Vermögen gerecht verteilen!“ aufmerksam zu machen.



Die ungerechte Verteilung in der Arbeitswelt hat sich verschärft. Jene, die Arbeit haben, müssen für niedrige Löhne immer mehr arbeiten, die Arbeitsbelastung steigt ständig. Auf der anderen Seite ist Arbeitslosigkeit zur Lebensrealität vieler Menschen geworden. Arbeitslosigkeit und Armut auf der einen Seite und Ausbeutung durch Überlastung auf der anderen Seite bedeuten individuelles Leid, aber auch Schaden für Gesellschaft und Wirtschaft. Die tiefer werdende Kluft zwischen reich und arm gefährdet den sozialen Frieden.

Durch eine „Straßenzeitung“ wurden die PassantInnen eingeladen, sich auf das Thema einzulassen und ihre Meinung dazu zu äußern.

Aktionswerkstatt – ein Rückblick

Aktionen und Methoden zum Thema Solidarität kennen lernen und ausprobieren können, das klang spannend und so trafen sich mehr als 50 Personen am Samstag, den 2. April 2011, im Treffpunkt mensch & arbeit Standort voestalpine zur Aktionswerkstatt „mehr.wert – Solidarität bringt's“

Vorweg gesagt: es wurde ein feiner Tag, der für jeden/jede etwas Passendes bereit hielt und uns gestärkt, zuversichtlich, manchmal nachdenklich und jedenfalls mit neuen Erfahrungen im Rucksack wieder auseinander gehen ließ. Die Jugendtheatergruppe Courage aus Rohrbach und Chris Müller vom Theater Hausruck stimmten uns auf das Thema ein, anschließend ging es in die Workshops. Wir möchten euch hier einen kurzen Eindruck aus den einzelnen Werkstätten bieten und damit Lust machen auf unser Schwerpunktthema **mehr.wert. Solidarität bringt's**.

Straßenzeitung

Das Großplakat „Solidarität ist ...“ wurde im Einkaufszentrum Auwiesen aufgelegt. Es braucht einfache Botschaften, klar und rasch lesbar. Ortswahl und Passantenfrequenz sind wichtig. Mit einer Straßenzeitung können auch Menschen angesprochen werden, die z. B. nicht zu einem Vortrag gehen würden. Margit S.: „Es hat Aufmerksamkeit erzeugt. Einige haben gelesen und sind weiter gegangen, einige waren zu Gesprächen und Diskussionen bereit. Diese Methode braucht einen gefühlvollen Umgang mit den FußgängerInnen. Es kommt auf den richtigen Augenblick an, wann man sie anspricht und wie man sie anspricht.“



Solidarität gelacht

Die Gruppe entwickelte ein Stehgreiftheater in Form einer Pyramide: Jemand startet eine Szene, mittendrin beginnen andere mit einer neuen Szene und so fort. Beim „Rücklauf“ werden die begonnenen Szenen vervollständigt und beendet. Johanna H.: „Sehr entspannend, überraschend, amüsant, aber auf einem ernststen Hintergrund. Es hat mich aufmerksam gemacht, wie wichtig es ist, vielseitig zu schauen: Nicht nur auf das, was gesagt wird, sondern auch auf das WIE.“

Mein Solidaritätsprojekt entwickeln

Unterschiedliche Themen, wie Ökostrom, Ernährung ... wurden diskutiert in einer Haltung von: was kann ich von dir lernen, was kann ich selber tun – Kontakte knüpfen, tauschen/schenken, beteiligen, verbreitern. Hans R.: „Für mich ist mehr herausgekommen, als ich mir erwartet hätte. Bin für mein Projekt bestärkt worden und habe zusätzliche Ideen und Fragestellungen mitgenommen.“

Verstecktes Theater:

Diese Methode dient dazu, Themen im öffentlichen Raum präsent zu machen. Eine Gruppe erarbeitete eine Szene, gespielt wurde sie dann in der Straßenbahn. Von der inszenierten Diskussion ließen sich mehrere Personen anstecken. Margit Sch.: „Spannend, wie es gelingt, in kurzer Zeit ein gemeinsames Thema anzuspüren. Hat mich motiviert, Brisantes öffentlich anzusprechen.“

Gewinnt so viel ihr könnt

Ein Spiel ums Gewinnen. Soll der Gewinn ein solidarischer, im Sinne des Gemeinwohls oder ein individueller im Sinne der persönlichen Bereicherung sein? Halten Vereinbarungen oder nützt sie jemand zu seinem individuellen Vorteil aus? Diejenigen, die die Vereinbarung nicht einhielten waren die großen Gewinner. Ist das nicht im Wirtschaftsleben auch so? Nur wenn sich die Kleinen zusammen schließen, können sie dagegen etwas bewirken. Tho-

mas P.: „Es hat mir gezeigt, wie wichtig es ist, Argumente ins Spiel zu bringen.“

Soziale Falle live

Ein Spiel um Fische in einem See, die sich dort vermehren. Jeder kann sich daraus Fische fischen oder auch welche neu einsetzen. Wenn die Balance stimmt, ist immer „genug für alle da“. Ulrike H.: „Spannend. Die gesellschaftlichen Dynamiken werden sichtbar: Was nimmt man, was gibt man zurück?“



Brücke der Solidarität

Die TeilnehmerInnen hatten aus gleichen Holzteilen ohne weitere Hilfsmittel (keine Schrauben, Nägel,

Seile!) ein Brücke zu bauen (Spannweite ca. 4 m, Höhe 2 m). Das schafft man nur gemeinsam und mit einem Plan. Dieser geht auf Leonardo da Vinci zurück und funktioniert nach dem Prinzip „Selbstthemungsmechanismus“. Die Brücke stabilisiert sich unter Last – tragen und getragen werden. Eveline L.: „Es war herausfordernd drauf zu steigen und zu vertrauen, dass sie hält.“

Angeboten wurde auch eine **Schreibwerkstatt**, unterteilt in die Bereiche Gruppenschreiben, persönliche solidarische Erfahrungen aufschreiben und Gedicht nach Vorgaben. Margarete H.: „Spannend, weil jede Person anders ist und anders heran geht.“

Weiters gab es die Möglichkeit zum gemeinschaftlichen Film-Schauen (**Kurzfilm „Futter“**) mit anschließender Diskussion. Renate M.: „Ein schräger, skurriler Film, der verschiedene Zugänge zum Thema Solidarität eröffnet.“

Die Erfahrungen und Ergebnisse aus den Workshops wurden am Nachmittag in einer Abschlusspräsentation zusammengetragen und die Eindrücke mit allen geteilt. Der gemeinsame Tag endete mit einer liturgischen Feier und mit einem biblischen Symbol für Solidarität: Teilen von Brot und Wein. ■

Karl Queteschiner und Elisabeth Zarzer



100 Jahre – 100 Forderungen Internationaler Frauentag 2011

Rund um den heurigen Frauentag beteiligte sich die KAB an drei Veranstaltungen: An der Aktion des „Bündnis 8. März“ am Linzer Hauptplatz, an der Demonstration für Frauenrechte in Wien und an einer Veranstaltung gemeinsam mit den Treffpunkten mensch & arbeit Linz-Mitte, Standort voestalpine und Nettingsdorf mit der Wortkünstlerin Mieke Medusa.

Die Aktion auf am Linzer Hauptplatz bildete den Auftakt: Ein kurzer „Smartmob“ bei dem mehr als 100 Frauen gemeinsam ihre Stimme erhoben und ihren vielfältigen Forderungen mit Plakaten Nachdruck verliehen.



Unsere Forderungen am Hauptplatz

Die Demonstration in Wien erforderte mehr Zeit und Einsatz. Tausende Teilnehmerinnen aus ganz Österreich reisten an, um sich in einem langen Zug für Frauenrechte stark zu machen, auch eine Gruppe aus dem Bereich mensch & arbeit war dabei.



Demo in Wien, 19. März 2011

Unter ihnen befand sich Annemarie Hudec, Vorsitzende der KAB OÖ. Sie meinte: „So eine Großdemonstration ist zwar anstrengend, aber es herrschte gute Stimmung und ich finde es beachtlich, dass wiederum so viele Frauen auf die Straße gingen, um sich für die Umset-

zung der Frauenrechte zu engagieren, die nach mehr als 100 Jahren noch immer nicht erfüllt sind“



Eine Veranstaltung der etwas anderen Art war der Frauenabend im neuen Treffpunkt mensch & arbeit Standort voestalpine mit Mieke Medusa.



Mieke Medusa ...

Diese unerhört schnell sprechende Künstlerin präsentierte auf eine unvergleichliche Art die großen Themen Arbeit, Liebe, Beziehungen, Fremdsein ... aus Frauensicht. Beim anschließenden Buffet ergaben sich angeregte Gespräche unter den Anwesenden – ein äußerst frischer, interessanter Abend. ■



... und ihre faszinierten Zuhörerinnen

RUNDE

Männerrunde Treffpunkt mensch & arbeit Vöcklabruck

Seit vielen Jahren besteht diese Männerrunde in Vöcklabruck. In einem Blitzlicht drücken die sechs Männer aus, was ihnen ihre Runde bedeutet:

**Was ist mir an der Runde wertvoll?
Was schätze ich an unserer Männerrunde?**

- „die Höhen und Tiefen seines Lebens mit anderen teilen zu dürfen und ehrliche feedbacks Rückmeldungen zu bekommen.“
- „jedem ist erlaubt, seine Art der Spiritualität, des Glaubens zu haben und dieser wird mit Respekt begegnet.“
- „wichtig ist mir der gemeinsame Austausch unter Männern, geborgen zu sein und getragen zu werden in der Runde sowie Vertrautheit und Einigkeit“
- „gegenseitige Stütze und Kraftquelle zu sein und auch umgekehrt, dass man sich auch viel Kraft mitnehmen kann“
- „mir ist wichtig, dass ich meine momentane Lebenssituation in der Runde mitteilen kann und dass manche Sachen, die ich momentan als schwer empfinde, durchs Mitteilen irgendwie leichter werden“
- „es ist interessant, wie man sich durch die lange Zeit sehr gut und immer wieder besser kennenlernt“
- „eine Plattform, wo aufgrund der Offenheit Freundschaften entstehen (können/konnten)“

Alf, Josef, Peter, Alois, Karl, Bert

Soziales Netzwerk Wels

Am 28. Februar 2011 fand die konstituierende Sitzung für den Verein Soziales Netzwerk statt. 14 Organisationen bilden ein Netzwerk um auf soziale Missstände aufmerksam zu machen.

Wir wollen uns nachhaltig für Gerechtigkeit und sozialen Zusammenhalt einsetzen.

Der erste Schritt wird unser Marsch FAIR GEHEN am 13. Mai 2011, ab 16.00 Uhr durch die Innenstadt Wels sein.

Der Treffpunkt mensch & arbeit beginnt mit einer Kundgebung zur Verteilungsgerechtigkeit im Pollheimerpark, danach bewegt sich der Marsch, begleitet von den SAMBA-Attac TrommlerInnen, durch die Ringstraße und die Fussgängerzone zum Stadtplatz, wo die Abschlussreden von Eva Rossmann und Christian Felber stattfinden. ■

Mehr zum sozialen Netzwerk Wels unter:
www.soziales-netzwerk-wels.at



v. l. n. r.: Wilfried Scheidl, Regionalcaritas Wels, Brigitte Wimmer, Treffpunkt mensch & arbeit Wels, Petra Wimmer, E 37 Soziales Wohnservice, Erwin Hehenberger, Essen & Leben, Michaela Petz, AK Wels, Rudolf Schwarzbauer, Volkshilfe Wels



Termine:

Freitag, 13. Mai 2011, ab 16.00 Uhr
Marsch fair gehen, Pollheimerpark Wels

Samstag, 21. Mai 2011, Abfahrt 9.00 Uhr
Frauenausflug ins gläserne Tal Weisskirchen/A.

Mittwoch, 8. Juni und 6. Juli 2011, 9.00 – 11.00 Uhr
Frühstück im Treffpunkt mensch & arbeit

Sonntag, 19. Juni 2011
Bergwanderung (Einladung folgt)

Montag, 20. Juni und 18. Juli 2011,
19.00 Uhr, ATTAC Regionalgruppe

Freitag, 1. Juli 2011, ab 17 Uhr, Grillfest

Besuche bei BetriebsrätInnen

Wir besuchten die BetriebsrätInnen in den Altenheimen Wels und Umgebung.

In Wels gibt es sieben Alten- und Pflegeheime. Im März starteten wir die Besuchstour. Die Betriebsrätin Claudia Emrich (siehe Foto) aus dem Altenheim Laahen/Vogelweide war unsere erste Ansprechperson.

Wichtig war uns bei den Kontakten:

Das gegenseitige Kennenlernen und das Vorstellen unserer Arbeit. Ein offenes Ohr für Sorgen und Probleme aus dem Pflegealltag.

Die BetriebsrätInnen, die wir besucht haben, haben uns interessiert und freundlich aufgenommen.

Wir planen im Treffpunkt mensch & arbeit ein Treffen aller PersonalvertreterInnen, die wir besucht haben. ■



Treffpunkt mensch & arbeit
Vöcklabruck 07672/22 036
 mensch-arbeit.voecklabruck@dioezese-linz.at

Frauenausflug mit Kräuterwanderung
 Besuch einer Künstlerin ... Infos im TP
 So., 29.05.2011

Mit Leib und Seele singen
 Di., 31.05.2011, 19.30 Uhr

Treffpunktausflug
 So., 26.06.2011, Infos im TP

Treffpunkt Pflegepersonal
 0732/79 75 04
 mensch-arbeit.pflegepersonal@dioezese-linz.at

Gut älter werden im Pflegeberuf
 Do., 09.06.2011, 9.00–17.00 Uhr

Sommerfest – 15 Jahre TPP
 „Unser Leben sei ein Fest“
 Mi., 06.07.2011, 19.30 Uhr

Treffpunkt mensch & arbeit
Linz-Mitte 0732/65 43 98
 mensch-arbeit.linzmitte@dioezese-linz.at

Linz-Mitte Gottesdienst
 Sa., 04.06.2011, 19.00 Uhr

Sommer-Abschlussfest
 Fr., 01.07.2011

Treffpunkt mensch & arbeit
Rohrbach 07289/88 11
 mensch-arbeit.rohrbach@dioezese-linz.at

Solidaritäts-Wandertheater
 Eine Werbefahrt für mehr Solidarität –
 Neufelden, St. Peter, Putzleinsdorf, Kollerschlag und Klaffenberg
 vom Do., 26.05. bis Mi., 01.06.2011
 Infos im Treffpunkt

KAB & Betriebsseelsorge OÖ
 0732/76 10/3631
 mensch-arbeit@dioezese-linz.at

Sozial-Stammtisch
 Wird die Bedarfsorientierte Mindestsicherung nur eine „Minisicherung“?
 Mag.^a Iris Woltran (AK OÖ), Dr. Markus Schlagritweit (ksoe)
 Do., 26.05.2011, 19.00 Uhr, Cardijn-Haus

Verborgenes Geld. Verheimlichte Macht. Verachtete Arbeit. – Offene Geheimnisse des Kapitalismus
 Sommerakademie ICAE - Lachstatthof Steyregg, Do., 23. bis Sa., 25.06.2011

Kultur-Stammtisch
Jelena Poprzan & Ljubinka Jokic
 Musik vom Balkan und von Welt ...
 Mo., 27.06.2011, 19.00 Uhr, Cardijn-Haus

„Weil ich etwas zu sagen habe ...“
 Frauenwochenende der KAB, Bad Dachsberg
 Sa., 02.07. bis So., 03.07.2011

Exerzitien 2011
Maria Ward Haus, Lilienhof, St. Pölten
 Mo., 11. bis Fr., 15.07.2011
Nußdorf am Attersee
 Mo., 01. bis Fr., 05.08.2011

Familien- Reflexions- & Urlaubswoche
 So., 14. bis Sa., 20.08.2011
 in Deutschlandsberg

Besuch der Landesgartenschau
 So., 28.08.2011

Bergtage
 Mo., 05. bis Mi., 07.09.2011

Herbstreise der KAB ins Salzburger Seenland und nach Oberbayern
 Mo., 12.09. bis Mi., 14.09.2011
 Nähere Informationen im KAB-Büro
 0732/7610-3631

Bergmesse
 So., 25.09.2011

Treffpunkt mensch & arbeit
Nettingsdorf Tel. 07229/88 015
 mensch-arbeit.nettingsdorf@dioezese-linz.at

Lesekreis
 „Solidarische Ökonomie – solidarisch Leben“
 Mo., 23.05.2011, 17.00 – 19.30 Uhr

BIBELABEND
 Di., 31.05. und 28.06.2011,
 19.00 – 21.00 Uhr

Arbeitslosenfrühstück
 Mo., 06.06.2011, 9.00 – 11.00 Uhr

Sommerfest
 Fr., 01.07.2010, ab 17.00 Uhr

Landesgartenschau:
Interkulturelles Picknick „Es reicht! Für alle!“
 Mo., 13.06.2011, 11.30 – 13.30 Uhr

Blumen der Solidarität
 Mi., 25.05.2011
 VM: Solidarprojekte
 NM: Blumen der Solidarität – Südwind
 anschl. Erzähltsche mit VertreterInnen
 lokaler und globaler Solidaritätsprojekte
 20.30 Uhr Open-air-Kino: Plastic Planet
Sonntag frei – Zeit für dich
 Sonntagspicknick mit Gedanken und Impulsen
 zum arbeitsfreien Sonntag
 So., 28.08.2011, 11.00 – 13.00 Uhr
*Kooperationsprojekte TP Nettingsdorf,
 Sozialforum, streetwork, Integrationsbüro*

Treffpunkt mensch & arbeit
Standort voestalpine 0732/30 71 29
 mensch-arbeit.voest@dioezese-linz.at

Künstlersonntag
 So., 22.05.2011, ab 10.00 Uhr

Lange Nacht der Kirchen
 Fr., 27.05.2011, ab 19.00 Uhr

Kirchenroas
 Fr., 17.06.2011

Frauenausflug
 Sa., 18.06.2011

Unser Treffpunkt ist vom 01. bis 31.08.2011 geschlossen!

Werkzeugkiste SOLIDARITÄT

In dieser „Werkzeugkiste“ finden sich unterschiedlichste Materialien zum Schwerpunktthema *mehr.wert. Solidarität bringt's*. Artikel, Aufsätze, Texte, Bilder, Musik- und Filmvorschläge, Gesprächsunterlagen, Projekt-, Aktions- und Spielbeschreibungen sind hier zusammengetragen und wollen verwendet werden, z. B. bei Veranstaltungen, in Runden, in Gottesdiensten, zur persönlichen Vertiefung ins Thema ...

Der Inhalt der Werkzeugkiste steht auf unserer Homepage www.mensch-arbeit.at unter Schwerpunkt Solidarität als **download** zur Verfügung. Es wird auch möglich sein, sie ausgedruckt in Mappenform zu bestellen. Infos unter: 0732/7610-3631, 3641 oder mensch-arbeit@dioezese-linz.at

